

Hannelore im Pech

8 Seiten • Herbst 2025

Mit 18, damals noch „minderjährig“, zog ich zu Hause aus. Meine Mutter hatte im Zuge der Scheidung, um 1958, mit ihren beiden Jungen Unterschlupf bei ihren Eltern gefunden, die im Kasseler Osten (Bettenhausen) in der Siedlung *Salzmannshausen* wohnten. Nach meinem Auszug kam ich zunächst bei einem linken Sozialarbeiter unter, der mir ein Kämmerchen abtrat. Er besaß jede Menge Schallplatten, die um 1968, in unseren Kreisen, gerade Renner waren. Ich nenne nur „Wheels of Fire“ von *Cream*. Bald darauf trieb ich eine preiswerte Dachkammer im Philosophenweg am Fuß des Weinbergs auf. Zur Kasseler Innenstadt hatte man lediglich ein paar Treppen zu steigen.

Obwohl mit Geldknappheit und anderen Unbequemlichkeiten verbunden, war mein „Sprung in die Freiheit“ reinster Egoismus. Ich kann mich nicht entsinnen, auch nur einen Gedanken an die Verfassung und das Wohl meiner Mutter verschwendet zu haben. Ich vermißte sie auch nicht. Dabei war Hannelore alles andere als eine Schreckschraube gewesen. Die kleine, mutige, humorvolle, auch hübsche und manchmal geradezu frech wirkende Frau brachte zeitlebens kaum erwartbares Verständnis für mich und meine Kapriolen auf und zögerte nie, mir unter die Arme zu greifen, wenn es einmal brenzlig wurde. Um 1990 etwa nahm sie mich sofort in ihre Wohnung in Kassel-Wilhelmshöhe auf, als ich in Westberlin, wo ich mich zuletzt als Künstlermodell über Wasser hielt, ziemlich verzweifelt das Handtuch geworfen hatte. Das wird am Schluß meines Artikels über Gerhard Fieseler gestreift, den Kasseler Flugzeughersteller. Gegenleistungen erwartete Hannelore nie. Sie ging nie erpresserisch vor, wie doch so viele Mütter und Mitmenschen.

Ihre Hilfsbereitschaft, Toleranz und Freundlichkeit erstaunt umso mehr, wenn man das harte Los bedenkt, das ihr Vater, Ehegatte und selbstverständlich auch der Zweite Weltkrieg beschert hatten. Geboren 1923, wuchs sie in einem Schulmeisterhaushalt auf. Ihre Mutter Helene war Tochter eines nordhessischen Dorfschullehrers, ihr Vater Heinrich Vonjahr unterrichtete an der Bettenhäuser Volksschule. Außerdem war er Wandersmann, Schrebergärtner, Holzschnitzer, Versschmied und Soldat. Zuletzt stand er im Range eines Hauptmanns einer Brückenbaukolonne vor, die in Rußland und auf dem Balkan ihr Unwesen trieb. Zwar dürfte er, soweit ich sehe, nie Faschist gewesen sein, doch er war deutlich vaterländisch und autoritär gestimmt, zudem fromm. Er saß im Vorstand der Bettenhäuser Evangelischen Kirche. Für Hannelore war eine Ehe so ungefähr die einzige Möglichkeit, Heinrichs Fuchtel zu entkommen. Nach einem Kasseler Lyzeum (Mädchen-

gymnasium) ließ sie sich in ländlicher Hauswirtschaft ausbilden. Das hatte, mitten im Krieg, sicherlich auch einen Versorgungsaspekt. Zuletzt war sie auf einem Gutshof nahe dem ostpreußischen Städtchen Labiau beschäftigt. Diese Kreisstadt lag östlich von Königsberg unweit des Kurischen Haffs

[https://de.wikipedia.org/wiki/Oblast_Kaliningrad#/media/Datei:KALININGRAD_with_historical_German_names.svg]. Sie hatte damals um 6.000 EinwohnerInnen. Heute heißt sie, auf russisch, *Polessk*.

An diesem romantischen Arbeitsplatz wurden Hannelores Ehepläne zunächst durch den Krieg durchkreuzt. Die Rote Armee kam bedrohlich näher, und so schickte man sie und andere „GastarbeiterInnen“ 1944 rechtzeitig in die Heimat zurück. Später hat sie ihren Söhnen nur zu gerne Fotografien von ihrem ostpreußischen Gastspiel gezeigt. Der Gutshof wimmelte von prächtigen Pferden, vermutlich Trakehner. Es gab auch noch weitere Lehrlinge beziehungsweise „Eleven“, wie man die auszubildenden Sprößlinge von anderen Gutshöfen nannte. Da sah man beispielsweise einen ganzen Schlag von fröhlichen jungen Leuten beim Kartoffelschälen. Hannelores Freundin Johanna aus dem Hessischen war auch dabei. Ihren eigenen „Eleven“ kenne ich nur vom Hörensagen. Er nahm Hannelore sogar auf die Entenjagd mit. Sie hatten sich verliebt. Aber der junge Mann wurde bald eingezogen – und nach wenigen Wochen kam die Todesbotschaft. Das Leid meiner Mutter kann man sich wahrscheinlich ausmalen.

Immerhin hatte sie in der Kriegszeit offenbar kein Trauma gegen Pferde erlitten. Um 1940 Lehrling bei einem Landwirt in Udenhausen bei Hofgeismar, war sie so empfindlich von einem Pferd getreten worden, daß die eiternde Beinverletzung sie für Tage aufs Krankenlager warf. Auch diesen Tritt steckte sie also noch weg.

Ein anderes ihr zugemutetes Todesopfer war ihr Bruder Gerhold, geboren 1924. Er war Maschinenbau-Praktikant bei *Henschel*, als er 1943 eingezogen wurde. Er ging auf eigenen Wunsch zur Luftwaffe. Doch er fiel schon im Jahr darauf als 19jähriger in Italien. Im Oktober 1943 hatte es übrigens die überaus verheerende Bombardierung der mit Rüstungsfabriken gespickten Stadt Kassel gegeben. Die Restfamilie Vonjahr überlebte den britischen Angriff zwar, wurde jedoch aufgrund der schlechten Versorgungslage nach Kleinalmerode bei Witzenhausen evakuiert. Nur die RüstungsarbeiterInnen „durften“ bleiben. Hannelore war inzwischen aus Ostpreußen zurückgekehrt und im Sommer 1944 auf dem Rittergut Schachten bei Grebenstein untergekommen. Das Städtchen Grebenstein (an der Esse) liegt ebenfalls im Raum Hofgeismar. Es hatte sogar einen Bahnhof. *Wikipedia* zeigt das Herrenhaus des Ritterguts

[https://de.wikipedia.org/wiki/Rittergut_Schachten#/media/Datei:Rittergut_Schachten.jpg]; mich

beeindruckte bei einer Wanderung (um 1990) aber mehr das Toilettendoppelhäuschen am Rand der Mistgrube. Es barg zwei streng voneinander getrennte Plumpsklosetts, vielleicht für jeweils Mägde und Knechte. Aber auch hier kam es anscheinend noch nicht zu Hannelores Eheanbahnung. Habe ich wertvolle schriftliche Erinnerungen ihres jüngeren Bruders Heinz nicht mißverstanden, hatte sich meine Mutter ansonsten der nach Kleinalmerode ausgelagerten Restfamilie angeschlossen. Anfang 1945 trifft sie der nächste Schlag: ihre Mutter murmelt plötzlich, sie sei an dem Absturz eines feindlichen Kampfflugzeuges schuld, man möge sie, Helene, zur Polizei bringen. Da schwang wohl Sohn Gerholds Ende mit. Sie erleidet also einen sogenannten Nervenzusammenbruch und wird, statt zur Polizeiwache, in eine Göttinger Klinik verfrachtet. Ihr Ehemann kann sie dort schlecht besuchen, weil er es für geraten hält, sich vor den nahenden Amis lieber zu verbergen. Hannelore, gerade 21 Jahre alt, war nun unversehens zum „Haushaltsvorstand der Restfamilie“ aufgestiegen, wie der Bruder schreibt. Sie habe dann in Schachten gekündigt und eine Beschäftigung in der Gärtnerei Rinninsland in Kassel-Bettenhausen übernommen, um das Anrecht auf die Vonjahrsche Wohnung in Salzmannshausen zu erhalten. Heinz jetzt wörtlich:

»Von April bis August 1945 hat Hannelore zu Fuß den Weg von Kleinalmerode über den Umschwang nach Kassel und zurück mehrfach [wohl eher: mehrmals] unternommen. Eine Strecke beläuft sich auf 18 Kilometer. Dabei waren die Straßen unsicher. Zwar gab es dort keinen Autoverkehr. Aber es trieben sich – wie überall in Europa – allerhand Entwurzelte herum. In dem ausgedehnten Waldgebiet zwischen Nieste und Kleinalmerode musste man immer mit unliebsamen Begegnungen rechnen, bei denen eine junge Frau Geld, Kleidung, Gepäck und mehr verlieren konnte. Die Straße nach Kassel verlief zwischen Kleinalmerode und Nieste zumeist in der britischen Zone – ein weiterer Unsicherheitsfaktor.«

In Kleinalmerode dagegen lagen die Amis. Im August 1945 kann die Restfamilie Vonjahr (mit Großmutter Käthe Gerhold) nach Salzmannshausen zurückkehren. Hannelore trieb ein Pferdefuhrwerk auf. Vielleicht hatte sie ja bei den hinter ihr liegenden Fußmärschen ein Fahrtenmesser in der Bluse? Schließlich war sie Gärtnerin und vorher sogar „Gutsinspektorin“ gewesen, wie Heinz sie einmal bezeichnet hat. In der Kasseler Wohnung Untermieter und leere Schränke. Im September wird Mutter Helene aus der Klinik entlassen. Der Vater steht noch aus. Einziger Mann der Restfamilie ist der Knabe Heinz. Hier brechen dessen Erinnerungen *Meine Kindheit im Dritten Reich* ab.

Bald nach Kriegsende streifte Hannelore – möglicherweise auf Hamstertour – das ausgedehnte Militärgelände, das zwischen der Kreisstadt Fritzlar und dem Dorf Zennern lag. Offenbar wurde es damals auch für ein Kriegsgefangenenlager benutzt. Am Zaun stand ein etwas untersetzter, stämmiger junger Mann, der ihr zum Beispiel neckisch zugezwinkert haben könnte. Das war mein zukünftiger Vater Rudolf, genannt Rudi. Wahrscheinlich stammte er aus Breslau. Man weiß heute noch nicht viel über ihn. Die neuen romantischen Aussichten scheinen aber seine Entlassung beschleunigt zu haben. Es wurde geheiratet, und 1947 kam das erste Kind, mein Bruder Gerhold. Vermutlich wurde er nach Hannelores gefallenem Bruder benannt. Nebenbei ist Gerhold sowohl ein Vor- als auch ein Familienname. Die Großeltern Käthe und Georg hießen mit Zunamen Gerhold. Soweit ich sehe, war das eine verzweigte nordhessische Schulmeistersippe. Geht man noch weiter zurück, stößt man auf den germanischen Rufnamen Gerhold, in dem „Speer“ und „herrschen“ stecken soll. Man kann freilich nicht behaupten, aus meinem Bruder wäre, im Gegensatz zu mir, ein Held geworden. Er lernte Schlosser, studierte Maschinenbau und landete als Sachverständiger beim Kasseler TÜV. Er war nicht gerade erheblich unkomplizierter als ich, und in seiner Ehe kriselte es ab und zu – unsere Mutter half. Er war sogar selber uneigennützig hilfsbereit, was mir wiederholt zugute kam. Das schlug sich dann auch in der Betreuung unserer alten Mutter nieder, denn von dieser Bürde war ich so gut wie vollständig entlastet.

Ich kam (1950) in einem Kasseler Krankenhaus zur Welt. Allerdings wohnten die Reitmeiers damals in dem erwähnten Dorf Zennern, und zwar beengt auf einem recht stattlichen Bauernhof. Rudi hatte sich in unserem einzigen Zimmer eine Werkstattecke für Radioreperaturen eingerichtet. Ich nehme an, da fiepte, gongte und schwätzte es schon an meiner Wiege nahezu rund um die Uhr. Rudi muß aber mit Begabung und Überredungskunst zu Werke gegangen sein, denn schon nach wenigen Jahren konnte er sich ins nahe Städtchen Gudensberg verbessern. Am dortigen Untermarkt eröffnete er das erste Gudensberger Rundfunk- und Fernsehgeschäft. Dazu verhalfen ihm freilich auch Bürgschaften und Finanzspritzen aus der Schwiegerfamilie, soweit ich weiß. Noch einmal wenige Jahre, und Rudi chauffierte seine Familie in einem schwarzlackierten *Mercedes 180 D* durch den heutigen Schwalm-Eder-Kreis.

Man muß jene „Gutsinspektorin“ und diese Gattin eines erfolgreichen Geschäftsinhabers vor Augen behalten, um den sozialen Abstieg ermessen zu können, den Hannelore bald darauf zu verkraften hatte. Wobei sie auf bürgerliche Ehre so wenig wie auf Geld gab – aber die Leute, die Leute, die Eltern, die Onkel, die lieben Tanten taten es. Hanne-

lores Fähigkeit zum unkonventionellen Handeln geht vielleicht schon aus dem Umstand hervor, daß wir Knirpse abends nicht mehr aufs Klo mußten. Die Familie Reitmeier war am Gudensberger Stadtrand auf einem ehemaligen Bauernhof untergekommen. Die ruheständigen Bauern hatten uns in ihrem roten Backsteinhaus den Oberstock vermietet. Allerdings fehlte der Wohnung ein Klo. Es lag eine halbe, zuweilen finstere und zugige Treppe tiefer an dem dortigen Treppenabsatz. Deshalb rückte uns Hannelore abends einen Schemel ans Küchenwaschbecken, den wir erklimmen durften, um in dasselbe pinkeln zu können. Das war lustig, und im Nachhinein finde ich es durchaus vernünftig.

Was Rudis Verhalten angeht, stoße ich in meinem Gedächtnis auf betrüblich große Lücken. Vielleicht steckt da die bekannte freudianische Verdrängung hinter. Vom Verfahren der Ehescheidung erfuhr ich auch später keine mich erhellenden Einzelheiten. Dafür las mir meine Mutter aber einmal verschiedene Stellen aus ihrem während der Ehe geführten Tagebuch vor. Also, Egoismus hin oder her, das Mitleid brach mir fast das Herz. Nach diesen Einträgen war Rudi nicht entfernt der behutsame und fürsorgliche Gatte, den sich Hannelore erträumt hatte – oder der ihr möglicherweise als ostpreußischer Eleve entrissen worden war. Wiederholt beklagte sie Rudis „steinernes Herz“ und beschwor ihre Hoffnung, es vielleicht doch noch erweichen zu können. Sie war ja treu. Und sie war Kämpferin, Sternzeichen Löwe. Aber es sollte nicht sein. Sie beriet sich mit ihrem Bruder Heinz, der inzwischen Theologie studierte, leitete die Scheidung in die Wege und kroch bei ihren Eltern in Kassel-Bettenhausen zu Kreuze.

Wegen der schlechten Informations- und Erinnerungslage lehne ich es vorsichtshalber ab, meinen Vater Rudi kurzerhand schlecht zu machen. Allerdings hatte ich nach der Scheidung meiner Eltern immer mal wieder „ein Autoritätsproblem“, wie das einmal die Sozialdienstchefin eines Korbacher Altenheims nannte, in dem ich um 2000 beschäftigt war. Und wo soll jenes Problem denn hergekommen sein, wenn nicht durch das erzieherische Wirken meines Erzeugers? Verwandte schimpften Rudi gern jähzornig, rechthaberisch und wenig rücksichtsvoll, aber deren Urteile gehören sicherlich ebenfalls abgelehnt, wegen Befangenheit oder Voreingenommenheit. Andererseits könnte Hannelore, nachdem sie der väterlichen Fuchtel entkommen war, unter der Knute schwärmerischer Vorstellungen gestanden sein, die für die Realität doch zu überzogen waren. Ich kann es nicht beurteilen. Nehmen wir die gescheiterte Ehe deshalb als keineswegs unüblichen Betriebsunfall hin.

Gudensberg, onomastisch gesehen wahrscheinlich im germanischen Götternamen Odin/Wotan wurzelnd, war also Vergangenheit. Trotzdem kamen Hannelore und Söhne noch durchaus oft in die Gegend, weil wenige Kilometer weiter nördlich das Ehepaar Max und Toni Barta in seinem *Haus Rübezahl* am Hang des Wartbergs hauste. Kunstmaler Max hatte dem Reitmeierschen Geschäft am Gudensberger Untermarkt bereits das große, in Rot und Gelb leuchtende Ladenschild geliefert. Hannelore wurde von den beiden Bartas fast wie eine Tochter geliebt, von der sie auch entsprechend umsorgt wurden. Leider ging das reizvoll gelegene Haus am Hang nach dem Tod des Ehepaars nicht an uns. Davon habe ich schon in meinem **Barta**-Porträt geschrieben, siehe Heft 7 meines Blog-Hauptteils.

Eine andere treue Freundschaft pflegte Hannelore mit ihrer bereits gestreiften Mitschülerin Johanna Stahl, genannt Hanna. Die hatte sich mit „Onkel Adolf“ verheiratet, mit dem sie einen typisch oberhessischen Bauernhof im Dorf Oberellenbach bewirtschaftete, das bei Rotenburg (Fulda) am Rand des Knülls lag. Wir Söhne durften dort wiederholt Ferien verbringen, und das war ohne Zweifel eine Wucht. Vom Futter einmal abgesehen, gaben die Stahls zum Beispiel zwei mächtigen, dicken, braunen Kaltblutpferden, Max und Moritz genannt, das Gnadenbrot, die sich beinahe jede Zudringlichkeit seelenruhig gefallen ließen. Von denen hätte meine Mutter niemals einen Huftritt empfangen. Außerdem hatten die Stahls drei Töchter. Ich glaube, auf die jüngste, Maria, hatte ich sogar ein Auge geworfen. Die älteste hieß Renate – nach Onomastiker Gerhard Koß (1990) ein Modename der deutschen Wirtschaftswunderzeit. Hannelore hatte es übrigens immer wieder versucht. Sie hatte sich über Jahrzehnte hinweg nach einem neuen Gefährten umgesehen, mehrmals auch auf dem Wege der Heiratsinserate in der Regionalzeitung. Sie fand ihren Prinzen nie. Vielleicht hatte der schicksalshafte Kontrast aus ostpreußischer Wildentenjagd und Abstauben der Fernsehgeräte am Gudensberger Untermarkt einen unüberwindlichen Fluch auf sie gelegt. Nebenbei befürchte ich, sie habe auch die Wonnen der sexuellen Geschlechterliebe allenfalls in dürren Anflügen erlebt. Das war und ist natürlich das Schicksal von erschreckend vielen Frauen. Es ist eine durch nichts zu rechtfertigende Strafe, die man beschönigend „Entbehrung“ nennt.

Bei der Scheidung hatte man Rudi nur zu leider recht unregelmäßig eintreffenden Kindergeldzahlungen verdonnert; mehr floß Hannelore nie aus Gudensberg beziehungsweise Niedenstein zu. In Niedenstein baute sich Rudi bald darauf ein stattliches Haus. Gleichwohl ließ sich die Ex-Gattin nun keineswegs von ihren Eltern aushalten. Damit erlitt sie Entbehrungen, die den schon angedeuteten „Sozialen Abstieg“ natürlich nicht verhindern konnten. Sie paulte zunächst „Steno“ und verdingte sich bei einem Versicherungskaufmann als Schreibmaus. Sie erkannte jedoch bald, die Geschäftswelt war nicht das

ideale Pflaster für sie. Deshalb paukte sie erneut, diesmal im Rahmen einer Ausbildung zur Altenpflegerin und sogar Krankenschwester, die sie in Lich bei Gießen abschloß. Ihre neue Tätigkeit lag sicherlich kaum über Magd-Niveau, aber Frau Reitmeier schien irgendjemandem durch Führungsqualitäten aufzufallen. So kam sie zur AWO (Arbeiterwohlfahrt) und wurde schließlich mit der Leitung des kleinen Behindertenwohnheims *Roseneck* in Kassel-Wilhelmshöhe betraut. Diesen Posten hatte sie bis zum Ruhestand inne.

Meine Mutter war inzwischen mit ihren alten Eltern selbst nach Wilhelmshöhe gezogen, in eine gutbürgerliche Wohnung mit Zentralheizung und Fernblick über das gesamte Kasseler Becken. Die Eltern kosteten sie selbstverständlich auch noch Zeit und Kraft. Als diese starben, hatte sie immer noch die Vormundschaft für einen Vetter von mir am Hals, der bereits zeitweise in eine Klapsmühle gesteckt worden war – und zeitweise, um 1990, auch mich selber, wie ich schon angedeutet habe. Ihr Entgegenkommen war beträchtlich. Sie kochte prima, kümmerte sich um die Wäsche des gut 40jährigen „Versagers“ und überließ ihm ihren rotlackierten *VW-Golf*, sobald er es wünschte. Meist nutzte ich den Wagen nur zum Transport von Bierkästen und für Anfahrten zu Wanderzielen. Solange sie noch leidlich gut zu Fuß war, begleitete mich Hannelore. Einmal schauten wir auf dem Weg zum *Monschein* im Erpetal bei Tante Sophie Berndt in Altenhasungen herein, heute „Stadtteil“ von Wolfhagen. Die Greisin bewohnte einen Bauernhof, den sie einst bewirtschaftet hatte. Der kleine Heinz Vonjahr hatte dort einmal Sommerferien gemacht und das köstliche Essen und sogar den Bahnhof gepriesen. Es fiel ihm auf, daß die Leute im Wolfhager Land „ik“ statt „ich“ sagten. Jetzt brachte seine inzwischen alte Schwester die Tante zum Strahlen, weil wir ein Päckchen mit edlen Kaffeebohnen auf den Küchentisch pflanzten. Sophie kippte gleich eine Handvoll in die antike Kaffeemühle, die nach wie vor an der Küchenwand hing, angeschraubt wie eine zu Kapriolen neigende Kuckucksuhr. Ich selber durfte kurbeln. Das hatte schon Heinz begeistert.

1994 zog ich nach Südhessen, weil mich ein Raumausstatter als Gesellen eingestellt hatte. Er hielt mich vor allem für einen begabten Polsterer. Deshalb fällt mir dummerweise das Klavier meiner Großmutter Helene ein. Ob sie überhaupt spielen konnte, weiß ich nicht, aber man hatte ihr das schwarze Klavier, von der Kasseler Firma *Scheel* gebaut, eben geschenkt, vielleicht schon zur Hochzeit, und einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul. Laut Sohn Heinz stand „der schwarze Kasten“ nach Helenes Tod eine Zeitlang bei ihm im Pfarrhaus von Hoof (nahe Kassel), wo er seine kirchliche Laufbahn beschloß. Später habe ihn – den Klimperkasten – seine Schwester wieder abgeholt und in dem erwähnten Wohnheim *Roseneck* aufgestellt. Ob sie selber jemals nennenswert Klavier spielte, wage ich zu bezweifeln. Unsere ganze Sippe, mich leider eingeschlossen, ist mit

dem Gegenteil von lang- und feingliedrigen Klavierhänden geschlagen. Wir haben stumpfe, grobe, unschöne Hände, die sich bei Handwerkern und Landwirten ganz gut machen mögen – zum Musizieren sind sie eher ungeeignet. Der Gram über sie befällt mich unweigerlich beim Anblick eines jeden Pianos. Ein echter *Bösendorfer*-Flügel könnte mich fast zur Gotteslästerung treiben.

Hannelore starb 2006 mit 83 Jahren. Ihr Problem waren nicht ihre Hände gewesen. Sie litt zunehmend unter mehreren chronischen Krankheiten, die möglicherweise „psychosomatischer“ Natur waren. Sie hatte vor allem Asthma und ein Gedärm, das gern verrückt spielte. Gewiß probierte sie allerlei unterschiedliche Arzneien aus, und ich wäre nicht verblüfft, wenn eben diese zu ihrer zuletzt einsetzenden Verwirrung und Versteinigung beigetragen hätten. So will ich das einmal nennen, weil ich den Gummibegriff „Altersdemenz“ neuerdings für schwachsinnig halte. Meine Mutter hatte inzwischen ihre geräumige Wohnung aufgegeben und war in die Kleinstwohnung eines sogenannten „Seniorenwohnsitzes“ im Kasseler Osten gezogen. Dort fühlte sie sich eigentlich recht wohl. Dann wurde sie aber immer hilfsbedürftiger, sodaß mein Bruder Gerhold und meine Schwägerin Marlies es für angeraten hielten, ihr einen Wechsel in ein Altenheim im Kasseler Auefeld zu empfehlen. Ich besuchte sie, von Korbach oder Waltershausen aus per Eisenbahn, hin und wieder sowohl in jenem Apartement wie in ihrem Altenheimzimmer. Nach meinem letzten Besuch im Auefeld war ich wirklich schockiert. Zu allem Überfluß hatte sie auch noch der schon beinahe vorschriftsmäßige Sturz ereilt. Sie saß jetzt im Rollstuhl. Ich begrüßte eine zwerghafte und verhuzzelte Ausgabe jener Holzpuppen, die man einst in die schicken Damenkostüme zwängte und ins Schaufenster von *KaDeWe* oder *Wertheim* stellte. Sie sprach so gut wie nichts. Sie hatte immer gern gelacht und gescherzt; jetzt jedoch hätte mir niemand mehr die Versicherung abgenommen, auf dem folgend verlinkten Foto aus den 1930er Jahren sei meine Mutter zu sehen:

<https://siebenschlaefer.blogger.de/static/antville/siebenschlaefer/files/foto%20hannelore.pdf>. Womit hatte sie das verdient? Wen darf man dafür verantwortlich machen?

Niemanden darf man. Das ist ja gerade die Schweinerei, um in der Landwirtschaft zu bleiben. Einen Fabrikanten von autobahnbreiten Mähdreschern oder einen bestochenen Landwirtschaftsminister könnte ich anpinkeln, falls ich es für erfolgsversprechend hielte. Die sogenannte Schöpfung dagegen spielt mit verdeckten Karten, in die kein Mensch Einblick hat.